

## KAPITEL 12

### ZERTRÜMMERTES GLAS UND DIE SYNAGOGE IN ASCHE

*„Die Juden wurden nach Buchenwald geschickt.“*

Den Rest der Nacht saß ich auf dem Sofa und starrte ins Leere. Licht begann, durch die die Vorhänge zu dringen und leitete damit den Rhythmus des Tages ein. Ich erhob mich und ging in den Flur. Sofort war ich sehr beschäftigt. Ich sammelte die schmutzige Wäsche ein und legte sie in den Wäschekorb zurück. Erst jetzt sah ich, dass auch meine saubere Wäsche auf dem Boden verstreut war. Ich faltete die Laken und die Tischwäsche und stapelte sie zurück in den Schrank. Ich rückte die Möbel gerade, hob die Esszimmerstühle auf und schob sie an den Tisch. Ich stellte Lampen zurück, die von ihrem angestammten Platz entfernt worden waren. Ich bewegte mich mechanisch. Ich hatte immer für ein ordentliches und sauberes Zuhause gesorgt. Ungeachtet der Ursache des Chaos wollte ich Ordnung. Ich wollte, dass alles wieder so ist wie vorher, beseitigen, was geschehen war.

Die Tür zu Markus' Zimmer stand einen Spalt offen. Hatten sie sein Zimmer betreten? Ich schaute mich um und sah den Boden übersät mit Büchern und Papieren und merkte, dass ich Papiere in der Hand hatte, die aus seiner *Gemara* (Teil des Talmuds) und seinen *Siddurim* (Gebetbüchern) ausgerissen waren. Die Regale, in denen seine *Machsorim* (Gebetbücher für Feiertage) und dicke Bücherbände standen, waren leer. "Sakrileg", stöhnte ich. Wie war eine solche Schändung möglich?

"Mama, Mama", Ruth rief. Markus alte Uhr hing noch an der Wand. Es war acht Uhr. Ich atmete tief durch und ging zu meiner Tochter.

"Heute ist keine Schule. Ihr bleibt beide zu Hause." Ich beugte mich hinunter und legte meine Arme um Ruth. Ich war zu verzweifelt gewesen, um darüber nachzudenken, was ich den Kindern sagen sollte. Was blieb mir anderes übrig, als es ihr zu sagen?

"Papa wurde in der Nacht verhaftet. Aber er wird wiederkommen." Ruth nickte und sagte nichts.

"Du bist schon ein großes Mädchen. Du musst mir helfen." Als ich das gesagt hatte, wurde mir klar, dass ich damit meiner Tochter nicht nur Trost spendete. Ich brauchte jetzt ihre Hilfe. "Hol deinen Schwestern Frühstück, mein Schatz", sagte ich. "Du kannst Kakao machen."

Die Türglocke läutete. Ich stand still, mein Herz pochte schmerzhaft in meiner Brust. Es läutete erneut. Ich hörte eine gedämpfte weibliche Stimme. Eine Frau rief meinen Namen. Ich ging den Korridor entlang und stützte mich dabei an der Wand ab. Mit zitternden Händen öffnete ich die Tür.

Es war Ella, unsere Verkäuferin. Tränen kullerten ihr über die Wangen.

"Frau Kanner, Sie müssen runter in den Laden kommen. Oh, es ist furchtbar. Ich habe solche Angst! Die Gestapo hat gesagt, Sie sollen sofort kommen. Bitte, sofort!"

In zwei Minuten war ich angezogen. Es war das Beste, zu gehorchen. Ich wollte die Gestapo nicht wieder in der Wohnung haben. Auf der Straße sah es nicht gut aus. Ich schloss die

Augen und mir wurde schwindelig. Eine Männerstimme rief: "Beseitigen Sie dieses Durcheinander, sofort!"

"Durcheinander?" Ich starrte den SS-Offizier an, der am Eingang des Ladens stand und die Arme vor der Brust verschränkt hatte. Dann sah ich es. Ich sah überall kleine, gezackte Glasscherben.

Der ganze Bürgersteig war mit Glasscherben bedeckt. Die drei großen Scheiben unseres Ladens waren eingeschlagen worden. Das Ladeninnere war ein Trümmerhaufen. Die Glastheken waren zerstört worden. Die Ware lag auf dem Boden und über die zerbrochene Ladentheke verstreut. Kartons mit Socken, Kleidern und Handtüchern waren ausgeleert worden. Ich war wie gelähmt von der Unordnung. "Haben Sie mich nicht gehört?", rief der Offizier. "Vandalen sind in der Nacht in Ihren Laden eingebrochen. Räumen Sie auf. Ich will es Ihnen nicht noch einmal sagen. Und noch etwas. Lassen Sie die Fenster reparieren. Heute noch."

Im Lagerraum fand ich einen Besen. Ich schleppte einen leeren Karton auf die Straße und begann, die zerbrochenen Scheiben aufzukehren. Der Metzger kam aus seinem Laden auf der anderen Straßenseite, sah einen Moment zu und ging wieder hinein. Einkäufer wechselten auf die andere Straßenseite. Karren rumpelten vorbei. Der Wachmann beobachtete. Ich fegte. Vandalen? Die Nazis waren die Vandalen. Verbitterung und Wut überkamen mich während des Fegens. Gangster, Verbrecher, Bestien, ich wütete im Stillen und fegte weiter. Ich fand weitere leere Kartons und füllte sie mit den Glasscherben vom Bürgersteig. Der Gestapo-Mann beobachtete jede meiner Bewegungen. Als ich endlich mit dem Auffegen des Glases auf dem Bürgersteig fertig war, murmelte ich das Wort "Glaser". Der Wachmann nickte, und ich ging den kurzen Weg zum Glaser. Die Frau des Glasers polierte gerade einen Spiegel, als ich eintrat. "Unsere Fenster..." Ich beendete den Satz nicht. Mir fehlten die Worte für eine Erklärung, aber das war auch nicht nötig. Die Frau wusste es. "Mein Mann wird am Nachmittag kommen", sagte sie.

Ich nickte. "Frau Kanner?", fragte sie zögernd. "Ja?" "Frau Kanner, es tut mir leid."

Als ich zurückkam, war der Gestapo-Mann immer noch da. Die Kinder waren nun seit mehr als zwei Stunden allein. Ich ging in Richtung der Wohnung zum Hauseingang, aber der Nazi schüttelte den Kopf und deutete auf den Laden. Ich sammelte das zerbrochene Glas der Ladentheke ein, dann schaute ich den Gestapo-Mann an. Doch er schüttelte den Kopf, und für den Rest des Morgens sortierte und faltete ich nun die Ladenware, separierte Kurzwaren von Kleidung, große Größen von kleinen und machte gedanklich Bestandsaufnahme.

Es fehlten Decken, Hemden und Babykleidung. Natürlich, sie hatten gestohlen. Bestien, Wilde, Diebe, tobte ich. Um dreizehn Uhr ließ mich der Wärter nach oben gehen. Die Kinder rannten auf mich zu. Meine geliebten Mädchen. Sie hatten auf sich selbst und einander aufgepasst. "Ich habe Frühstück gemacht. Dann habe ich das Mittagessen gemacht", sagte Ruth. "Ich habe geholfen", sagte Eva.

Ständig klingelte es an der Tür, weil jüdische Frauen aus der ganzen Stadt Neuigkeiten zu erfahren hofften oder selbst schreckliches zu berichten hatten. Am Nachmittag wussten wir, dass jeder jüdische Mann im Alter zwischen sechzehn und sechzig Jahren mitgenommen

worden war. Alle jüdischen Geschäfte waren geplündert worden.

Dann brachte eine Frau die Nachricht von einer noch schlimmeren Zerstörung. "Die *Schul* (Synagoge) ist verloren."

"Wie, wie?" fragte Fanny.

"Bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Es ist nichts mehr da. Alle *Sifrei Tora* (Tora-Rollen), alle Bücher, alles ist weg." Zum ersten Mal, seit mein Schwiegervater deportiert worden war, war ich froh, dass der alte Mann nicht mehr hier war. Ich hoffte, er würde nie von der Schändung der *Sifrei Tora* erfahren, der heiligen Schriftrollen, die er gepflegt, gelesen und verehrt hatte.

Der Glaser kam, um mir mitzuteilen, dass die Schaufenster ersetzt worden waren, und ich bezahlte ihn. Moritz' Frau Rosa kam. Sie war mindestens fünfzehn Jahre älter als ich, und wir teilten nur wenige gemeinsame Interessen. Es war das erste Mal, dass ich mich überhaupt daran erinnern konnte, dass Rosa allein von ihrem Haus zu unserem kam. Sie sackte in einem Stuhl zusammen und jammerte: "Sie haben meinen Mann mitgenommen. Sie haben meinen Sohn mitgenommen. Ich weiß nicht was ich tun soll." Was ist zu tun? Was ist zu tun? Die Worte hallten in meinem Kopf wider. Mein ganzes Leben lang war jemand da gewesen, der mir sagte was ich tun sollte - zuerst meine Eltern, dann mein Mann. Jetzt war ich allein und stand vor etwas, das vorher unvorstellbar gewesen war.

Ich sah meine Schwägerin an, eine gute Frau, die nie etwas anderes getan hatte als sich um ihren Mann und ihren Sohn zu kümmern und ich wusste, dass sie nicht in der Lage sein würde, etwas zu unternehmen. Es lag an mir.

"Rosa, die Kinder waren den ganzen Morgen allein." sagte ich. "Bitte, bleibst du und passt auf sie auf? Ich gehe über die Straße zur Polizei. Vielleicht kann ich dort etwas herausfinden."

Auf dem Polizeirevier ging ich zum Empfangstisch und versuchte, mir meine Besorgnis nicht anmerken zu lassen. Ich trat dem Beamten gegenüber. "Mein Mann wurde gestern Abend verhaftet. Salomon Kanner."

Der Beamte sagte nichts. "Warum haben Sie ihn verhaftet? Er hat gegen kein Gesetz verstoßen." Noch immer kam keine Antwort von ihm. Ich wollte ruhig bleiben, aber jetzt verlangte ich: "Wo ist er?" Ein anderer Polizist kam an den Schreibtisch. "Die Juden wurden nach Buchenwald geschickt", sagte er. "Wenn Sie ihn rausholen wollen, besorgen Sie ihm ein Visum, damit er aus unserem Land ausreisen kann. Wir wollen keine Juden in unserem Vaterland. Deutschland soll judenrein werden."

"Ich erwarte, dass ich in Kürze ein Visum für Palästina erhalte", sagte ich. "Sie können leicht überprüfen, dass wir den ordnungsgemäßen Antrag gestellt haben." "Anträge bedeuten gar nichts", sagte er. "Legen Sie das Visum vor. Kommen Sie zurück und zeigen Sie es, dann werden wir weitersehen."

Wenigstens wusste ich nun, was erforderlich war. Ich musste das Visum besorgen. Aber was sollte ich jetzt tun? Ich wusste, dass ich Hilfe brauchte.

Die Familie. Die Familie war immer da, um zu helfen. Ich ging zum Postamt, um das Telefon zu benutzen und Hannah in Paris anzurufen. "Sie sagen, er ist in Buchenwald", sagte ich ihr.

"Ich weiß nicht einmal, wo das ist, aber du musst etwas tun. Ich muss ein Visum haben, Hannah. Das haben sie gesagt."

"Ich werde es versuchen, Mia, ich werde es versuchen", sagte Hannah. "Ruf mich morgen an." Ich wollte gerade auflegen, als Hannah sagte: "Warte", und fragte: "Was ist mit Papa? Ich habe nichts mehr von ihm gehört." "Gott sei Dank, er ist zu alt", antwortete ich. "Sie haben niemanden über sechzig mitgenommen."

"Wenigstens eine gute Nachricht. Ruh dich etwas aus, Mia. Wir sprechen uns morgen."  
Jahrelang hatte ich von dem Klopfen an der Tür geträumt, mitten in der Nacht. Der Albtraum endete immer mit dem Klopfen an der Tür. Ich hatte nie über diesen schrecklichen Moment hinaus geträumt oder gedacht, mir nie vorgestellt, allein zu sein. Ich hatte nie geträumt, dass es so kommen würde. Sal und ich hatten hart gearbeitet, alle Regeln befolgt, keine Gesetze gebrochen. Wir hatten einen legalen Antrag auf Auswanderung gestellt und unser gesamtes Vermögen angegeben. Aber es war alles umsonst. Wie naiv waren wir doch gewesen, zu glauben, wir hätten noch Zeit. Selbst als wir sahen wie Juden ihre Rechte entzogen, von ihren Arbeitsplätzen verdrängt und ihrer Geschäfte beraubt wurden, glaubten Sal und ich immer noch, dass wir rechtzeitig aus Deutschland herauskommen würden. Unsere nichtjüdischen Bekannten hatten uns beruhigt, "Euch wird nichts passieren."

Einige von ihnen kamen an diesem Abend. Als sie am Eingang meiner Wohnung standen, schüttelten meine Nachbarn den Kopf und sagten: "Es tut uns leid, was passiert ist. Wir sind mit dem, was sie tun, nicht einverstanden. Sie sollen wissen, dass wir das, was passiert ist, nicht hinnehmen."

Was für Heuchler sie waren! Sie versuchten, sich selbst ein besseres Gefühl zu verschaffen, nicht mir. "Nicht hinnehmen!" Was nützten ihre geflüsterten Beteuerungen? Was half es mir, dass sie im dunklen Flur standen und flüsterten: "Wir nehmen es nicht hin."

In dieser Nacht schlief ich kaum. Ich glaubte, ein ständiges Klopfen an der Tür zu hören. Früh am nächsten Morgens hörte ich wieder ein Klopfen. Ein blasser, verängstigter Junge stand vor der Tür. Die Putzfrau hatte ihren pickeligen dreizehnjährigen Sohn geschickt, um mir zu sagen, dass sie nicht mehr kommen würde. "Meine Mutter hat Angst, in einem jüdischen Haus zu sein", flüsterte der Junge, bevor er die Treppe hinunterstürzte.